

Blättern wir zunächst „Themis“ durch. Stets stoßen wir dabei auf Namen, die uns geläufig sind, auf Mythen, die wir kennen. Wir lesen von den Kureten, die um Rhena und den neugeborenen Zeus tanzen und ihre Waffen lärmend zusammenschlagen damit der grausame Kronos das Schreien des Kindes nicht höre, oder von der Zerstückelung des Dionysos durch Titanen und von seiner Wiederauferstehung. Aber daneben finden wir Namen, die uns fremd sind: Dhuramulan, Arungquiltha, Sin-shin und viele andere, die sich uns bei näherem Zusehen als australische, afrikanische, chinesische Gottheiten und Dämonen zu erkennen geben. Und wir fragen uns: Was haben diese suspekten Gestalten mit den hehren Olympiern gemein? Jane Ellen Harrison gibt uns darauf die Antwort: Alle sind aus dem gleichen Stoff geschaffen, aus den gleichen psychologischen Voraussetzungen entstanden, nämlich — und hierin begegnen wir bereits dem Einfluss Freuds und des frühen C. G. Jung — aus unbefriedigten, allgemeinemenschlichen Wünschen und Trieben. „Le dieu c'est le désir exteriorisé, personifié“, (Der Gott, das ist der in der Aussenwelt verselbständigte, personifizierte Trieb“) — dieses Wort von E. Douité durchzieht, immer wiederkehrend, als ein Leitmotiv das Werk. Und so ist das ganze Buch nichts anderes als die Exemplifizierung dieser These, die sich nur deshalb vornehmlich am griechischen Material orientiert, weil sich zufällig die Verfasserin, wie sie selbst schreibt, darauf spezialisiert hat.

Fühlt sich also die Autorin nach ihrem eigenen Zeugnis Freud und Jung verpflichtet, was die psychologische Erklärung der untersuchten Phänomene angeht, so hat sie auch hinsichtlich ihrer „vergleichenden“ Methode Vorläufer, namentlich J. G. Frazer, der sich seinem berühmten Werk „The Golden Bough“ ein ungeheures ethnologisches Material zusammentrug, analysierte und verglich. Frazer wie Harrison sind „Evolutionisten“, d. h. sie vertreten die Theorie, dass sich die religiösen Phänomene mit steigendem Kultur, „fortschritt“ von einfachen und primitiven zu immer differenzierteren Formen entwickelten. Auch die ausgereiftesten Hochreligionen seien aus Primitivstadien hervorgegangen, die wir noch heute bei den Naturvölkern studieren könnten.

Zug um Zug macht uns die Verfasserin mit diesen Primitivstadien bekannt. Da ist z. B. der urtümliche Glaube an ubiquitäre „Energien“, („Mana“, „Oreanda“, „Wakonda“ usw.), die entweder in allen Dingen anwesend sind oder aber sich in bestimmten Dingen konzentrieren und sie damit zu „Mana“-Trägern machen, zu „heiligen“ Dingen, die zu gleicher Zeit segenspendend und gefährlich sind und deshalb mit Tabus umgeben werden müssen. Und zwar werden nach Meinung der Verfasserin solche Dinge „manahaltig“, die für den Stamm oder die Gruppe wichtig sind, also etwa bestimmte Tiere und Pflanzen (die dann zu Totemwesen werden können) oder Dinge, die Furcht einjagen und dergleichen mehr. Immer ist also ein Aspekt mit im Spiel, der, auf das Objekt projiziert, als dessen eigenes, ihm immanentes Mana erlebt wird. Auf dieser Stufe — so J. E. Harrison — gibt es noch keinen personifizierten Gott. Wenn er sich aber auf einer späteren Stufe der Entwicklung durch erneute — jetzt geformte und strukturierte — psychische Projektionen herausbildet, so bekommt er seine „Heiligkeit“ nicht aus sich selbst, sondern durch das Manahaltige Ding, das zu seinem Attribut, seinem Werkzeug wird. Der Donnerkeil des Zeus z. B. sei nicht deshalb „heilig“, weil er zu dem Gott gehört, sondern Zeus sei heilig, weil die Heiligkeit des Donnerkeils, die dieser als urtümlicher Manaträger schon vor der Konzeption des Gottes besessen habe, auf ihn übergegangen sei.

Auch für die Magie gibt die Verfasserin zahlreiche Belege aus griechischen Riten und Kulturen. Magie ist für sie der Umgang einzelner Menschen, die sich aus der Gruppe herausdifferenziert haben, mit dem „Heiligen“. Magie ist ein aktives Tun, das, von den „Magierkönigen“ rituell ausgeübt, die Wohlfahrt des Stammes sichern soll. Aber J. E. Harrison lässt keinen Zweifel daran, dass sie eine reale Einwirkung auf die Objektwelt mittels der Magie für indiskutabel hält — ja, sie wirft die Realitätsfrage überhaupt nicht auf. Der parapsychologisch interessierte Leser wird hier also stets das Gefühl einer Lücke haben, die er umso gravierender empfindet, als er durch das Vorwort von John E. Wilson erfährt, dass die Autorin mit führenden Parapsychologen ihrer Zeit in engem Kontakt stand, vor al-